

Bezugspreis für Halle und Umgebungen 2,50 Mark, für die Post 3 Mark für das Vierteljahr. Die halbjährige Zahlung erfolgt vierteljährlich. Einzelhefte 10 Pfennig. **Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Heinrich Schölerer, Halle a. S., Poststraße 11.** **Verleger: Carl Neuberger, Halle a. S., Poststraße 11.** **Druck: Carl Neuberger, Halle a. S., Poststraße 11.**



Abbestellungstermin: 1. d. pro. Nachh. für die halbjährige Zeit 20 Pfennig, für die vierteljährliche Zeit 10 Pfennig. **Abbestellungstermin: 1. d. pro. Nachh.**

Morgen-Ausgabe. Völkische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Jr. 349. — Jahrg. 190. Halle a. S., Freitag 29. Juli 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 97. Preis: 2 Mark pro Quartal, 6 Mark pro Jahr.

Deutsches Reich.

* Wie aus Bad Homburg gemeldet wird, gedankt die Kaiserin von Oesterreich nach Beendigung der Kur in Bad Nauheim, zur Nachhut mit dem Kaiser Franz Josef in Romberg zu wachen. Auch ist beabsichtigt für diese Zeit eine Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser in Aussicht genommen.

* Nach einer Meldung aus Vienne wird der Kaiser als seinen Vertreter bei der Enthüllung des Kaiser-Bildes am 4. August den Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen mitführen.

* Einen Erlass des Ministers von der Reke über das Wachsen der Sozialdemokratie ist wieder einmal der „Vorwärts“ zu veröffentlichen „in der Lage“. Das Schriftstück lautet:

Berlin, den 4. Juli 1898.

Die Ergebnisse der letzten Wahlen haben erkennen lassen, daß die sozialdemokratische Bewegung auch in solchen Kreisen größere Erfolge zu erzielen vermocht hat, in welchen dieselbe entweder keine oder doch nur eine geringe Anhängerzahl zu verzeichnen gehabt hat. Es ist für mich von Interesse, näher darüber unterrichtet zu werden, einerseits — unter gleichzeitiger ständiger Aufklärung — wie sich die sozialdemokratische Bewegung in den nächsten Kreisen des deutschen Reichs tatsächlich gestaltet hat, andererseits, welche besonderen Verhältnisse sozialer oder sonstiger Art etwa zu dem Anwachsen der Sozialdemokratie Anlaß gegeben haben. Ich erlaube, die Ergebnisse der begünstigten Ermittlungen, welche sich besonders auf das Anwachsen der Sozialdemokratie auf dem letzten Lande zu ersten haben ergeben, in dem nächsten Halbjahresbericht, betreffend den Stand der sozialdemokratischen Bewegung, aufzuführen und demselben besonders charakteristische Beispiele und andere Fundamente beizufügen, aussonstige bemerkenswerte Vorkommnisse aus der letzten Wahlbewegung, welche sich an das Anwachsen der Sozialdemokratie bei der letzten Wahlbewegung anknüpfen, zur Sprache zu bringen.

von der Reke.

Vn den Herrn Reg.-Präsidenten. Ueberschick!

Es ist eine so selbstverständliche Pflicht der Regierung, daß sie, zumal nach den das gefährliche Anwachsen der Sozialdemokratie neuerdings dokumentierenden Wahlergebnissen, Alles thut, um sich über die Ausdehnung und Gründe dieser Erscheinung zu unterrichten, daß wir nicht einsehen, warum eine Verhütung wie die obige geheim gehalten und der Sozialdemokratie wieder einmal Gelegenheit gegeben wird, mit ihrer durch Indiskretion oder Schlimmeres erlangten Sonder-Wissenschaft zu renommieren. Die 1898er Reichstagswahlen haben ein Dutzend sozialdemokratischer Abgeordneter in den Reichstag gebracht, als die Wahlen von 1893, 56 gegen 44; ihre Stimmenzahl ist weiter um 300 000 gewachsen. Täglich wird in den Parteiorganen der Erfolg, der Sieg ausgepöndelt und werden neue Kriegespläne darauf gebaut. Western erl. brachte der „Vorwärts“ einen Artikel „Wahlstatistische Lehre“ in dem gesagt wurde, wie genau die Sozialdemokratie die großen Städte in den Großstädten, sowie in den Kreisen einer kleinstädtischen und ländlichen Bevölkerung nun die Agitation um so intensiver zu gestalten. Es findet begrifflich, daß der Minister des Innern, „für über die Ursachen dieser unangenehmen Thatsachen unterrichten will“, meint aber, Herr von der Reke werde aus den Antworten nur Material zur Rechtfertigung seines abgelebten „kleinen Umjürgelgesetzes“ vom vorigen Jahre oder auch für ein neues sammeln. Ganz gewiß müssen die Untersuchungen der Regierung auch diesen Gesichtspunkt im Auge haben, wenn schon keineswegs allein. Wozu liegt es, wie, Statistikdirektor Graf Polodowsky direkt erklärt hat, nicht in der Pflicht der Regierung, mit einem neuen Umjürgel- oder Ausnahmengesetz zu kommen, das Vorgehen muß erst mehr aus seiner erfolglosen Ruhe aufgerüttelt werden, und auch der neue Reichstag bietet bei seiner Zusammenkunft gar keine Aussicht auf Annahme eines solchen Gesetzes, dem indes — man erinnere sich wohl! — im preussischen Abgeordnetenhause nur wenige Stimmen — nur Mehrheit fehlten. Je höher aber die sozialdemokratische Flut steigt, desto schneller werden selbst die mehr oder weniger überzeugten Gegner von Ausnahmengesetzen zugeben, daß sie schließlich mit allen Mitteln entgegenzutreten werden müssen. Es kommt einmal doch an den Mann, so kommt aus wieder ein Sozialistengesetz zu Stande. Einweisen kann

man aus der Unterdrückung der Gründe des Anwachsens der Sozialdemokratie auch in der Beziehung lernen, wie dem Umjürgel an der Hand der bestehenden Gesetze und vermittelt nach den ordentlichen Gesetzgebung, durch eine vernünftige Sozialpolitik und durch ein gutes und festes Regiment überhaupt entgegengetreten werden kann.

* Der Günstigkeit. Die Entscheidung über die zwischen Russland und Deutschland stehenden wirtschaftlichen Streitpunkte dürfte, laut „Rhein. Zig.“, voraussichtlich heute erfolgen. Sobald die endgültige russische Antwort eingegangen sei, werde das Staatsministerium über Annahme oder Ablehnung zu entscheiden haben; bisher glaubt man an eine günstige Einigung.

* Russische Getreidefrachten. Mit dem 13. August tritt ein Spezialtarif in Kraft für die wogegenwärtige Verbringung von Getreidefrachten von den Stationen der russischen Bahnen nach den Stationen der deutschen und niederösterreichischen Bahnen mit Ausnahme von Königsberg, Danzig, Neufahrwasser und Memel in der Richtung über Alexandrowo oder Sosnowice. Die Getreidefrachten, einschließlich der Abfälle mit Ausnahme von Mehl und Grütze gelangen in gesüßtem Zustande zur Verbringung.

* Das Jahr 1897 war bekanntlich das erste, für welches sich die Berufsvereinigungen, soweit sie einen Reservefonds in Höhe der doppelten Jahresausgabe besaßen, zur Deduktion der letzteren auch der Zinsen dieses Fonds bedienen konnten. Die Veranschlagung der Berufsvereinigungen war in der glücklichen Lage, solche Fonds zu besitzen, und fast alle, die nach dem Gesetze dazu berechtigt waren, haben denn auch von der Einmündigung Gebrauch gemacht und für 1897 wenigstens in etwas die Höhe der sonst zu leistenden gewöhnlichen Beiträge herabgemindert. Es fragt sich jetzt nur, wie lange die Berufsvereinigungen in der Lage sein werden, die Zinsen der Reservefonds zu dem angegebenen Zwecke zu verwenden. Offiziell wird diese Frage folgenbarmen beantwortet:

Im Gesetze heißt es ausdrücklich, daß nach Ablauf der ersten 11 Jahre (also nach 1896) die Zinsen dem Reservefonds so lange auszuliegen sind, bis dieser den doppelten Jahresbedarf erreicht hat und nur wenn letzteres der Fall ist, können die Zinsen, insoweit als der Bedarf des Reservefonds den laufenden doppelten Jahresbedarf übersteigt, zur Deduktion der Genossenschaftlichen verwendet werden. Bisher ist die Dauer der Ermächtigung der Berufsvereinigungen niemals demnach nicht aufkommen. Die Zinsen des Reservefonds müssen in dem Jahre, wo kein Bedarf mehr den doppelten Bedarf übersteigt, dem Fonds zugelaufen werden. Es konnte jedoch darüber eine Meinungsverschiedenheit entstehen, ob die Berufsvereinigungen schon dort, wo der Fonds die doppelten Ausgaben für 1898 und später noch übersteigt, nicht im Interesse der Zukunft auf die Verwendung der Zinsen zur Verringerung der Beiträge verzichten und sofort wieder mit ihrer Abführung an den Fonds besorgen sollten. Wie man hört, hat aber eine ganze Anzahl von Berufsvereinigungen entschieden, so lange als es noch dem Gesetze möglich ist, die Zinsen des Reservefonds auch zur Deduktion der Genossenschaftsausgaben zu verwenden. Ein solches Vorgehen ist nur zu billigen, weil ja an sich die Annullierung eines Reservefonds eine Entlastung der Zukunft darstellt.

Allerdings wird sowieso angefaßt der stetigen und erheblichen Steigerung der Ausgaben für die Unfallversicherung die Verwendung der Reservefondszinsen zu dem oben erwähnten Zwecke bei den meisten Berufsvereinigungen nicht wahren können.

* Schon ein paar Wochen lang wird in den Organen der Zinsen das Thema variiert, daß das Centrum für eine Verletzung des geheimen Reichstagswahlrechts zu haben sei. Speziell Dr. Lieber wurde mit diesem Gerücht in Verbindung gebracht. Man konnte sich allerdings einigermaßen wundern, daß nach dem großen Lärm in der Wahlkampagne, dem gerade das Centrum betreffend der angeblichen Verletzung des Wahlrechts gemacht, nicht alsbald ein bestimmtes Verdict erfolgt. Jetzt hat Dr. Lieber selber eine Erklärung losgelassen, in der es u. A. heißt:

„Alles, was mit von Wännen wider das bestehende Wahlrecht nachgesagt wird, ist von A bis Z aus den Fingern gezogen. Es ist eine freie Erfindung in allen ihren Theilen, lutz, erfunden und erlogen. Ich erkläre in Montabaur in Uebereinstimmung mit dem ganzen Reichstags, ohne Ausnahme, daß es ein Verbrechen (!) wäre, das bestehende Wahlrecht anzuzweifeln.“

* Vor einiger Zeit sind die „Privattransfugierer“ für Strafrecht ohne Mithilfe der Polizeibehörde, umgeben worden in solche unter amtlichem Mithilfe. Nur in einigen Fällen haben sie von der Umwandlung abgesehen, aber den Anholdern der französischen Väter aufgegeben, für die Folge die vom Väter abgemeldeten Wännen direkt zu verhaften.

Der eingehende Bericht über die Verhandlungen des 26. Plenarversammlungs des Deutschen Landwirtschaftsraths vom 7. bis 10. Februar d. J., herausgegeben im Auftrage des Vorstandes vom Generalsekretär Dr. Dabe, wird in dem oben erwähnten Archiv des Deutschen Landwirtschaftsraths, 22. Jahrgang, veröffentlicht.

Die „Deutsche Fliegerversicherung“ stellt bei ihrer Behauptung stehen, daß die Soldatenerkrankungen in Afrika

durch den Genuß amerikanischer Fleisches hervorgerufen sind. Wir können auf die Angelegenheit eingehen gerath.

* Eine Umbildung der Berliner sozialdemokratischen Wahlvereine liegt in Aussicht. Das schlechte Ergebnis der diesjährigen Berliner Reichstagswahlen hat in Berliner sozialdemokratischen Kreisen die Frage der Umbildung von Hilfskräften für die Agitation dringlich gemacht. In allen Wahlkreisen hat man das Fehlen geachteter Kräfte für die Wahlarbeiten festgestellt, die älteren Mitglieder der sozialdemokratischen Vereine, auf deren Schultern die Last der Wahlarbeit in früheren Jahren ruhte, haben sich diesmal fast gänzlich fern gehalten. Um eine systematische Ausbildung junger Kräfte vorzubereiten, sollen die Berliner Wahlvereine gesamtlich umgeändert, die älteren Mitglieder der sozialdemokratischen Vereine, die in den nächsten Jahren in Berlin überall befaßt werden, zurücktreten. — Möchten die bürgerlichen Parteien in allen Gegenden des Reiches aus diesem fanatischen Eifer lernen und ihrerseits ebenso thätig schon jetzt in die Agitation eintreten, damit dem großen Publikum fortdauernd und eindringlich die Augen geöffnet werden zur Erkennung des Gemeinfeindes — der Sozialdemokratie!

* Eugen Richter vollendet morgen sein 63. jähriges Lebensjahr. Die Führer der freisinnigen Partei, die Wahl- und Parteiverordnungen u. s. w. werden am Anlaß dieses Ereignisses für den Jubilar allerlei Ueberschreibungen vor. Der fortgeschrittene Verein „Waldes“ wird dem Kampfer für Freiheit, Volksthum und Gemeinwohl“ den „Hervorragenden Parteigenossen“ und „Wächter der Freiheit“ eine familiäre ausgeschriebene Adresse überreichen lassen. Das Titelblatt schmückt das Bild der Freiheitsgöttin, die auf ihrem Sockel die Fackel der Wahrscheinlichkeit, neben sich die Attribute der Rechtsgerechtigkeit und die Palme des Friedens. Unterhalb des Bildes, das das Memorialbild der Minerva zeigt, breitet die Galle als Symbol der Weisheit über einem Bande aus, in dessen Ecken die Jahreszahlen 1838 und 1893 verzeichnet stehen. „Kämpfer für Freiheit und Gemeinwohl“ — „Fidel der Wahrheit“ — „Palm des Friedens“ — hat man je eine beigenere Satire vermerken?

* Es scheint sich zu bestätigen, daß der Regierungspräsident in Düsseldorf verfügt hat, daß die ausländischen Polen, welche nicht in landwirtschaftlichen Betrieben thätig sind, auszuweisen seien. Es ist davon eine entsprechende Verfügung erlassen worden. Die landwirtschaftlichen Arbeiter müssen im Herbst gleichfalls entlassen werden. Die Maßregel mag hart erscheinen, sie ist aber im allgemeinen Interesse dringend geboten. Der Westen wird bekanntlich von den Polen geradezu überflutet, und der größte Theil der sich dort festsetzenden Polen ist ausländischer Herkunft. Diese Elemente fernzuhalten, ist es wahrlich an der Zeit.

* Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie durchaus gerechtfertigt das seitens der preussischen Staatsregierung erlassene Verbot gegen die Beteiligungen von Ausländern an dem in Polen projektirten nationalen polnischen Vertretungskongresse, so erhebt derselbe durch die Art und Weise, wie dieses Verbot in der polnischen Presse dieses und weit mehr noch jenseits der Grenze kommentirt wird, in vollem Umfange erhellt.

Der „Dziennik Poganński“ bedeutet das polnische Verbot „nur“ (2) beschuldigt, „weil dadurch die kulturelle Arbeit von einer Seite unterbrochen werden ist, der es, um das Volk vom Polnischen abzuhalten, daran gelegen sein müßte, sie zu fördern.“ Das Blatt will eben, in stiller Widerspruch mit den Thatsachen, nicht zugeben, daß der ins Wasser gefallene polnische Vertretungskongress nach Ansicht der hinter den Kulissen agierenden Regiererei in erster Linie nicht wissenschaftlichen Zwecken, sondern gerade dem „Politikern“ dienbar gemacht werden sollte; es schlägt sich also mit seinen eigenen Waffen, ganz abgesehen davon, daß der „Dziennik Poganński“ selber eingesteht, der kulturellen Arbeit zu schaden. In internationaler Charakter nicht abzusehen. Die „Gazeta Torunská“ ihrerseits fordert unumwunden zur Wahrung des bedürftigen Verbotes auf, indem sie ihrerseits nicht minder ausdrücklich, daß der Kongress hätte in Polen zur festgesetzten Zeit und unter der verordneten Leitung der ausländischen Polen stattfinden sollen, die Polier hätte Niemand ausgewiesen, denn sie hätte die Deutschen vor der Welt nicht kompromittieren können durch Verletzungen ruhiger Verleüer.“ Die jenseits der Grenze erscheinende „Pisma Polniska“ will aus Anlaß des Verbotes die polnische Regierung als „internationaler Charakter nicht abzusehen. Die „Gazeta Torunská“ ihrerseits fordert unumwunden zur Wahrung des bedürftigen Verbotes auf, indem sie ihrerseits nicht minder ausdrücklich, daß der Kongress hätte in Polen zur festgesetzten Zeit und unter der verordneten Leitung der ausländischen Polen stattfinden sollen, die Polier hätte Niemand ausgewiesen, denn sie hätte die Deutschen vor der Welt nicht kompromittieren können durch Verletzungen ruhiger Verleüer.“ Die jenseits der Grenze erscheinende „Pisma Polniska“ will aus Anlaß des Verbotes die polnische Regierung als „internationaler Charakter nicht abzusehen. Die „Gazeta Torunská“ ihrerseits fordert unumwunden zur Wahrung des bedürftigen Verbotes auf, indem sie ihrerseits nicht minder ausdrücklich, daß der Kongress hätte in Polen zur festgesetzten Zeit und unter der verordneten Leitung der ausländischen Polen stattfinden sollen, die Polier hätte Niemand ausgewiesen, denn sie hätte die Deutschen vor der Welt nicht kompromittieren können durch Verletzungen ruhiger Verleüer.“

Um der politischen Wissenschaft willen hat sich das Polenenthum als solches niemals aufgeregt und würde es auch jetzt nicht thun. Das die großpolnische Propaganda ihren

Marktberichte.

Central-Stelle der Preussischen Landwirtschaftskammern. Notations-Zettel.

Table with columns for location (e.g., Uckermark, Mittelmark, Prenzlau), weight (e.g., 180, 200, 220), and price (e.g., 140, 150, 160).

Nach vorerster Ermittlung: 75 g. p. l. 712 g. p. l. 573 g. p. l. 450 g. p. l.

Table with columns for location (e.g., Berlin, Stadt, Berlin, Stadt) and price (e.g., 198, 141, 207).

a) Grund heutiger eigener Besitze, in Markt per Tonne, einsehl. Fracht, Hof und Verzeh, aber aussehl. der Qualitäten-Unterschied.

Table with columns for location (e.g., Von Pommern nach Berlin, Weizen) and price (e.g., 167, 168, 169).

b) Weltmarkt

Table with columns for location (e.g., Von Pommern nach Berlin, Weizen) and price (e.g., 167, 168, 169).

Waaren- und Produktenberichte.

Text reports on market conditions for various goods like sugar, oil, and other commodities, mentioning prices and trends.

Wetterberichte.

Text reports on weather conditions, mentioning temperature, wind, and precipitation in various regions.

Retroleum.

Text reports on petroleum prices and market activity, including mentions of specific companies and prices.

Delegierten der Norddeutschen Holzverarbeitungsvereine... Bericht über die Verhandlungen der Generalversammlung...

Wien, 28. Juli. Der internationale Chemiker-Kongress ist heute eröffnet worden...

Theater und Musik.

Sauptmann Josef Lauff ist, wie der 'Meinische Kurier' meldet, am Abendantritt des Wiesbadener Hoftheaters ernannt worden.

Schiffahrtsnachrichten.

Bremen, 28. Juli. Der Postdampfer 'Dresden', Capt. D. Groß, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, ist am 26. Juli 9 Uhr Morgens nach Bremen in Baltimore angekommen...

Wetter-Ansichten auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg.

Sonnabend, 30. Juli: Volkig mit Sonnenschein, warm, später vielfach Gewitter.

Wahlergebnisse (+ bezogen über - unter Aufl. (+ und - Zahlen).

Table with columns for election type (e.g., Abgeordnete, Abgeordnete), date (27. Juli), and results (e.g., 125, 130, 135).

Volkswirtschaftlicher Theil.

Wiederkärte.

Schlachtviehmarkt im städt. Viehhofe in Halle am 28. Juli.

Table with columns for animal type (e.g., 15 Rinder, 31 Schafe), sex (e.g., 4 Ochsen, 5 Kühe), and price (e.g., 24, 22, 20).

Bericht über den Schlachtviehmarkt auf dem städtischen Viehhofe zu Leipzig am 28. Juli 1898.

Wurde: 146 Rinder und 34 Ochsen, 8 Kalber, 42 Schafe, 662 Rinder, 370 Schafe, 422 Schweine, und 224 Gänse.

Table with columns for animal type (e.g., 134 Rinder, 637 Schafe), sex (e.g., 4 Ochsen, 5 Kühe), and price (e.g., 24, 22, 20).

Congresse und Ausstellungen.

W. Stuttgart, 28. Juli. (Wirtschaftl. Zeitungs.) wurde der 10. internationale Kongress der Naturforscher...

W. Erfurt, 28. Juli. Auf dem heutigen Erdweidenmarkt wurde der mittlere Preis für das Rindfleisch mit 14-21 M. bezahlt...

W. Erfurt, 28. Juli. Aufsteht: 870 Stüd Großvieh, 882 Schweine, 464 Rinder, 210 Schafe.

W. Erfurt, 28. Juli. Aufsteht: 870 Stüd Großvieh, 882 Schweine, 464 Rinder, 210 Schafe.

W. Erfurt, 28. Juli. Aufsteht: 870 Stüd Großvieh, 882 Schweine, 464 Rinder, 210 Schafe.

W. Erfurt, 28. Juli. Aufsteht: 870 Stüd Großvieh, 882 Schweine, 464 Rinder, 210 Schafe.

Die Kaiserin-Mutter von Russland hat sich mit dem Großfürsten Michael und der Großfürstin Olga in Begleitung des Kaisers und der Kaiserin gegen Mittag am Bord der Yacht 'Alexandria' nach Kronstadt begeben...

Die wahnwitzigen Erklärungen vom Central-Strafgerichtshof zu London wiederholt die 'Times' in der letzten Nummer...

Schiffskatastrophen. Aus Kiel wird gemeldet: Bei einem Bootsturz auf der Ostsee sind 86 von dem Dampfer 'Wilhelmsdr.' 44 angetrieben...

Neues Vorkoster-Pommesmittel? Der Ministerialrath Dr. Emanuel Hermann in Wien, der Erfinder der Korrespondenzkarte, stellt mit, das er demnach ein neues Vorkoster-Pommesmittel, die Brestkarte, in den Verkehr bringen werde.

Explosionen. Wie aus Wien (Kaisertafel) gemeldet wird, fand in der heutigen Vorkoster-Pommes-Explosion statt, die man mit dem Aufbruch der Bombe befehligen wollte, eine zweite Explosion, durch welche fünf Personen getödtet und zwölf verletzt wurden...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...

Die wahnwitzigen Erklärungen von Spanda bemerkt hat, dass die Kaiserin-Mutter von Russland...



175.

Halle a. S., Freitag, den 29. Juli.

1898.

[Nachdruck verboten.]

Der räthſelhafte Herr.

13] Romiſcher Roman von Heinrich Lee.
„Bitte,“ ſagte Stroh zu Hannefried, „möchten Sie mich wohl der Dame vorſtellen?“

„Die Dame iſt taub,“ erwiderte Hannefried gelaffen.

„Ich bin gar nicht taub,“ ſagte Lorchchen entrüſtet.

Man wird von dem Erzähler nicht verlangen, das, was ſich jezt mit Hannefried ereignete, umſtändlich zu beſchreiben.

Praktikant Stroh walzte mit Lorchchen davon und Hannefried zog ſich wie vernichtet in die Menge zurück.

Der Abend nahm ſeinen Fortgang.

Gretchen Koch wurde fortwährend ſtürmiſch begrüßt, ihr ſchon ohnehin geſundes Geſicht blühte noch roſiger und ſie amüſirte ſich ſichtlich ganz ausgezeichnet.

Hannefried hatte ein entſchiedenes Pech. Nicht ein einziges Mal gelang es ihm, einen Tanz von ihr zu erhalten. Immer, wenn er ihrem Plage nahte, ſchwebte ſie ſchon am Arme eines andern Tänzers dahin.

Gretchen feierte Triumphe. Das ſtille, zurückhaltende, ernſthafte Mädchen war ganz wie verwandelt. Er tanzte deshalb um ſo eifriger mit Fräulein Vierkes, während er ſich Lorchchen vorläufig nicht mehr zu nähern wagte.

Auch die Quadrille ging vorüber.

Sie verließ wie die meiſten Quadrillen.

Nur die Allerwenigſten wußten, welches Paar das erſte und welches das zweite zu bedeuten hatte, und es kam zu nicht unbeträchtlichen Verwirrungen. Hannefried, der für Touren-tänze kein glückliches Gedächtniß hatte, ſchielte viel nach links und rechts, um ſich nach dem Beiſpiel der andern Herren zu richten. Sein Verhängniß aber wollte es regelmäßig, daß der betreffende Herr, den er zum Muſter nahm, jedes Mal ſelber einen Fehler machte. Erſcholl das Kommando: „Cavaliers traversez“ und ging Hannefried vor, ſo klang es ihn: von ſeinem vis-à-vis entgegen: „Sie nicht!“ und Hannefried mußte zu Fräulein Vierkes, die ihn dann immer mit einem begütigenden Lächeln empfing, wieder zurück. Hieß es dann wieder: „Le cavalier seul“ und Hannefried verharrete in Folge der ſoeben gemachten Erfahrung zögernd auf ſeinem Platz, ſo rief ihm ſein vis-à-vis jezt zu: „Zeit Sie!“ Fräulein Vierkes benahm ſich weiblich und zart. „Es ſchadet ja nichts,“ ſagte ihr Lorchchen. Jedesmal, wenn eine Tour vorüber war, ging durch die Carré eine gewiſſe Bewegung. Wer ſeine Sache gut gemacht hatte, ſah triumphirend um ſich. Sehr aufgeräumt war Praktikant Stroh. Hannefried gewahrte, daß ſeine Dame Gretchen war. Praktikant Stroh, obwohl als Rundtänzer nicht ſehr hervorragend, kannte, wie ſich herausſtellte, das Weſen der Quadrille aus dem ff, und ſie verließ in dem Carré, das er beherrſchte, glänzend. Hannefried empfand ein bitteres Gefühl, als er Gretchen ſich ſo gut mit ihrem Tänzer amüſiren ſah. Ein beſtimmter Entſchluß

regte ſich in ihm. Noch heute Abend wollte er in Bezug auf Gretchen etwas Entſcheidendes unternehmen. Eine Erwähnung auch noch dem Carré, dem der Poſtrath präſidirte und in welchem Schlauch als der zweite Herr mitwirkte. Der Poſtrath faßte eine Quadrille mit dem Ordnungsinne des Beamten als etwas durchaus Ernſtes auf und wies Schlauch für jede Konfuſion, die er beging, gebührend zurecht. Er tanzte mit Lorchchen, der er ſich durch Praktikant Stroh hatte vorſtellen laſſen, und wenn die Stabsärztin bei dieſem Anblick keine weitere Zufriedenheit mehr empfand, ſo geſchah es nur deshalb, weil ſie auf ihrem einsamen Stuhle inzwiſchen ſanft entſchlummert war. Lorchchen hatte in einem Winkel ihres Herzens verſtohlen eine Erwartung gehegt, die keine Erfüllung gefunden: Ein gewiſſer Herr, an welchen ſie fortwährend denken mußte, war nicht erſchienen. Schlauch tanzte mit Fräulein Wolfert. Er war ſehr galant und erzählte Fräulein Wolfert, wie ſein Sohn Fritz, der Ältere, der Forſtaſſeſſor, auf den Reſſourcenbällen immer die Cotillontouren leitete.

Die Reunion war zu Ende. Es war elf Uhr und die höchſte Zeit, daß ein Liebenauer Kurgast ſich zu Bett verfügte. In der Garderobe gab es ein großes Gedränge. Alles hatte ſich wieder einmal ausgezeichnet amüſirt, der Glanz lag noch auf allen Geſichtern und die Verabſchiedungen wollten kein Ende nehmen. Beſonders wurden die Damen vom Gutshofe umdrängt, und Gretchen ſtrahlte. Hannefried hatte zu guterlezt noch einen ſtotten Galopp mit ihr getanzt, aber die ungeſtörte Gelegenheit, das entſcheidende Wort mit Gretchen zu ſprechen, wollte ſich nicht bieten. Er konnte, er durfte ſie heute nicht ſo von ſich gehen laſſen.

„Haben Sie ein Stück Papier und einen Bleiſtift?“ fragte Hannefried den Kellner, indem er eilig ſeine Beche bezahlte.

Da der Regierungsrath ſeit langem ſchon den Tiſch verlaſſen hatte und einsam nach Hauſe gegangen war, ſo drohte der Bremer Braten, wenigſtens für dieſen Abend, keine Folgen mehr und Hannefried wagte ſich an den Tiſch wieder heran.

„Bitte ſehr,“ ſagte der Kellner und präſentirte beides Hannefried.

Hannefried ſetzte ſich, während ſich der Saal entleerte und die Kellner die Bierſeidel und Weingläſer ſammelten, noch einmal nieder und ſchrieb, wenn auch erſt nach einigem Beſinnen, folgende Zeilen auf den Zettel:

„Ich habe heute keine Zeit gefunden, mit Ihnen zu ſprechen. Ich liebe Sie. Wann und wo treffe ich Sie einmal allein? Bitte Antwort in den „Aldler“. Hannefried.“

Es handelte ſich nur noch darum, Gretchen den Zettel unauffällig zuzuſtecken.

Die Garderobe war ſchon ziemlich leer.

Hannefrieds erſter Blick fiel auf Gretchen. Sie und die übrigen Damen verabſchiedeten ſich noch immer. Im Eifer des Geſprächs wurde er von der Gruppe nicht beachtet.

Den Zettel hielt er verſteckt in der Hand.

Es war unmöglich, ohne Aufſehen ihn ihr zuzuſchieben.

Unter Gretchens Rocksaum schimmerte auf der Diele ein kleiner dunkler Gegenstand.

Die ganze Gruppe bewegte sich jetzt Schritt für Schritt rückwärts wie die dramatischen Sängerinnen zur Thür.

Der kleine dunkle Gegenstand war ein Portemonnaie, ein Damenportemonnaie.

Zu Gretchens Füßen hatte es gelegen. Es war sonnenklar, daß nur sie dies Portemonnaie verloren haben konnte.

Manche Menschen finden nie etwas in ihrem Leben oder höchstens wie der Erzähler eine Stecknadel, einen halben Bleistift oder ein verfallenes Theaterbillet.

Hannefried hatte im Finden eben Glück.

Im Nu, bevor die Garderobefrau es noch sehen konnte, hatte er das Portemonnaie aufgehoben, rasch öffnete er es, erblickte einige Nickelmünzen und ein Fünfpennigstück darin, wie es in den Portemonnaies von jungen Mädchen der Brauch ist, und steckte seinen Zettel hinein.

„Ich danke sehr,“ klang eine sanfte Stimme neben Hannefried, indem er mit schnellen Schritten Gretchen folgte.

Fräulein Vierkes, schon in Mantel und Kopftuch, stand vor ihm.

Hinter ihr stand der junge fünfzehnjährige Mensch. Fast feindlich sah er Hannefried an.

„Ich danke sehr,“ sagte das zarte blasse Mädchen noch einmal mit vieler Freundlichkeit und nahm aus Hannefrieds Hand das Portemonnaie.

Hannefried sah sehr verwirrt aus. Fräulein Vierkes wußte nicht, was sie von ihm halten sollte.

„Gute Nacht,“ sagte Fräulein Vierkes leise.

Dann verschwand das junge Mädchen mit ihrem Begleiter und den übrigen Damen vom Pensionat zum Forsthaus.

Hannefried war vor Verblüffung in der Garderobe der Letzte.

Das Portemonnaie gehörte also nicht Gretchen, sondern Fräulein Vierkes.

Im Portemonnaie lag sein Zettel.

Sie mußte ihn unfehlbar lesen und denken, daß er für sie selbst bestimmt war . . .

Die Garderobefrauen sahen im Hinausgehen Hannefried mit Bewunderung an und Jemand drehte das Gas herab.

„Gute Nacht, Herr Hannefried,“ rief draußen in der Nacht vor der großen Freitreppe, wo noch ein dunkler Menschenwirwar zusammenstand, aus einem Wagen eine helle, weibliche und übermüthige Stimme.

Es war Gretchen.

Hannefried sah durch die Dunkelheit beim Laternenschein noch ihr ihm lustig zuckendes Gesicht, dann machte der Wagen eine Wendung und rollte davon.

Gretchen hatte eben mehr Moselwein getrunken, als sie vertragen konnte.

Praktikant Stroh, der von dem Wagen zurückkam, schlug den versammelten Herren vom Stammtisch vor, den angebrochenen Abend im „Alder“ würdig zu beschließen, Hannefried ging mit, und in der allgemeinen gehobenen Stimmung fiel Niemandem sein gedrücktes Wesen weiter auf.

Auch Lorch und die Stabsärztin wandelten nach Hause. Niemand begleitete sie.

Es war wieder einmal nichts gewesen.

Und Lorch hatte die schöne schottische Seidenblouse angehabt, die endlich mit dem großen Koffer angekommen war, sammt dem Spizenträger.

„Wer war denn der junge Herr, mit dem Du den Walzer getanzt hast?“ unterbrach endlich die Stabsärztin das tiefe Schweigen, in welchem die beiden Damen wie auf dem Rückzuge aus einer verlorenen Schlacht nebeneinander gingen.

„Ach, laß mich doch, Muttschen!“ bat Lorch ihre Mutter durch das Rohr.

Aus einem der oberen Fenster in der „Sonne“ schien, als die Damen heimkehrten, noch Licht.

Lorch wußte wohl, wer dort oben wohnte.

Dann verlosch das Licht — wie eine Hoffnung.

Siebentes Kapitel.

Es war nun schon einige Tage her, daß der neue fremde Herr in der „Sonne“ logirte.

Er lebte in der Sonne so zurückgezogen wie im „Alder“. Die Ziefenissens hatten schnell bemerkt, daß er die Schweigsamkeit liebte, und sie respektirten das aufs Peinlichste. Doktor Pulvermann, dem das melancholische Wesen dieses Gastes aufgefallen war, hatte Ziefeniß bereits einem Verhör unterzogen, ob hinter diesem Wesen nicht eine Krankheit dieses Mannes laure, vielleicht ein Herzleiden, das sich behandeln ließe, doch berief sich Ziefeniß auf den guten Appetit seines Gastes, ohne allerdings durch diesen Beweisgrund Pulvermann in seiner Ueberzeugung zu erschüttern. Pulvermann wollte ihn im Auge behalten.

Sonst führte Fannemann in der „Sonne“ ein unbehelligtes Dasein.

Er ging viel spazieren und wurde eigentlich nur bei Mahlzeiten sichtbar.

Merkwürdig war es, daß er Kindern gegenüber oder Leuten von niederer Stellung ein anderes Wesen an den Tag legte, als Erwachsenen von einem gewissen bürgerlichen Range.

Traf er auf seinen einsamen Spaziergängen durch die umliegenden Dörfer etwa einen Bauer, der gerade durch seinen Acker den Pflug zog, so blieb er stehen, fragte freundlich in seiner kurzen Weise den braven Landmann, was er auf dem Acker baue, hörte dem Manne ebenso freundlich zu und ging dann artig grüßend weiter. Oder er setzte sich im Wald an den Kinderpielpätzen auf eine Bank und schien sich gar nicht satt daran sehen zu können, wenn das geräuschvolle junge Volk sich den Gummitball zuwarf oder durch die Heisen sprang oder „Kammerchen vermietthen“ spielte. Kamnte ihm bei solchen Gelegenheiten ein Kind einmal an die Beine oder warf ihm einen Ball an den Kopf oder nahte sich ihm so ein lieber Engel voll Treuherzigkeit und kindlichem Vertrauen, wie einem guten Onkel, und schmierte ihm seine hellen Weinkleider mit einer Hand voll Sand und klebrigem Waldboden voll, so hatte er dafür nur ein freundliches kurzes Wort. Die Dienstmädchen sahen ihn fragend an. Auch ihnen schien Fannemann ein sonderbarer Herr zu sein.

Es war am Tage nach der Reunion.

Der Barometer war gesunken, der Himmel trübe geworden und Liebenau bereitete sich auf Regenwetter vor.

Fannemann störte das nicht. Er machte seinen Spaziergang wie sonst. —

Hannefried saß — es war gleich nach Tisch — mit Schlauch und dem Postrath in der Veranda und spielte Skat. Er spielte zersireut.

„Wenn ich Grün anspiele, dann müssen Sie's doch nachspielen,“ schrie ihn der Postrath, der sein Aibe war, choleric an.

„Ich kann nur nach meiner Karte spielen,“ erwiderte Hannefried pikirt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutschen Waidmannssprache

midmet Paul Lembke-Rostock eine sehr anziehende Studie in der „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht“ (Maih. 1898). Als besondere Merkmale der Waidmannssprache hebt der Verfasser ihre Alterthümlichkeit und die scharfe Beobachtung der Natur, die sich in ihr ausprägt, hervor. Wenn der Jäger z. B. die Luftröhre des Hirsches Drossel nennt, so liegt hier noch das mhd. drozze = Kehle, Schlund, vor, dem auch der Vogel Drossel seinen Namen verdankt. Das alte Wort schimmert auch noch in unserm „erdrosseln“, d. i. an der Kehle würgen, durch. Das mhd. „galt“, unfruchtbar, ist nur noch mundartlich vorhanden, aber der Waidmann hat es noch als „gelt“, „Geltthier“. Aus dem alten „brunft“ hat eine falsche Etymologie unser gemeindeutsches „Brunst“ gemacht, nur die Jäger kennen die Brunst noch, wenn auch in veränderter Bedeutung: es bedeutet nämlich von Hause aus nicht Paarung, sondern Geschrei, da es von abd. bremam = brummen, schreien kommt, wie Zukunft von kommen, abd. queman. Der Jagdausdruck Balg für die Haut der Hasen und vierfüßigen Raubthiere ist aus dem mhd. balc = Schlauch entstanden, da die Schläuche aus abgezogenen Thierhäuten gefertigt wurden. Das Wort Kette (von Rebhühnern u. s. w. gebraucht) hat mit Kette (lateinisch catena) gar nichts zu thun, sondern lautet bis Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschließl. Rutte, Ritte, vom abd. chutti, mhd. kütte = Schaar. Wache als Bezeichnung für weibliches Wildschwein hängt mit mhd. wache = Schinken, Speckseite zusammen. Nennt der Jäger die Hauer des Wildschweines „Gewehr“, so entspricht das ganz dem mhd. gewer = Wehr, Waffe im Allgemeinen. Der ursprüngliche Sinn von „dick“, hat sich im Waidmannswort Dicke, Dichtung (für dichtes Gebüsch) erhalten, wie auch im waidmännischen Ausdruck „grobe Sau“ die ursprüngliche Bedeutung von mhd. grob: an Masse groß, dick, stark erhalten ist. Ebenso finden wir das mhd. reren = hößen, brüllen, im Jägerworte „röhren“ (von schreienden Hirschen gebraucht) und das mhd. welf = junger Hund in „wölfen“, Junge kriegen (vom Hund gebraucht), wieder. In „Rudel“ haben wir die Verkleinerungsform von mhd. rode, rotte = Schaar vor uns.

Unüberwindlich ist die Abneigung der Waidmannssprache gegen alle abgeklappten Gemeinbegriffe. Ohr, Schwanz, Fuß, gehen, laufen, fliegen sind verpönt und werden durch nach der Wildgattung meist verschiedene Sonderausdrücke ersetzt, wie Lauscher, Köffel, Ruthe, Blume, Lauf, Ständer, Trit, Griff, Fang, hoppeln, flüchtig werden, schnüren (vom Fuchs, der die Spuren schnurgerade hintereinander setzt), ablieben. Die einzelnen Thierstimmen werden streng unterschieden. Die Waldschneepfe murzt, quort, quarrt oder püßt. Das Hahelhuhn piffet, piffet, bisset, die Wildtaube ruckst, die Rehricke siept, der Fuchs feckert, der Auerhahn schleift und knappt.

Der deutschen Gemeinsprache hat die Waidmannssprache eine große Anzahl von Wörtern und Redensarten geliehen. Den Hund, der vor dem Wild zu früh bellt oder waidmännisch „laut giebt“, nennt der Jäger „vorlaut“. Wir wenden diesen Ausdruck jetzt auch auf vornehmliche Menschen an. Unser „bärbeißig“ geht nicht etwa auf einen bissigen Bären zurück, sondern auf eine besondere Hundearr, die „Bärbeißer“ (vgl. die Bullenbeißer). Ein mit feinem Geruch begabter Hund war mhd. nasewise, spürkräftig. Daher unser Naseweis, das in heutigen Sinne zuerst in Lessings „Minna“ vorkommt. Der Ausdruck Wildfang entstammt der Falknerei, die die Falken nach ihrer Eignung zum Fangen in Nistlinge, Erstlinge und Wildfänger einteilte. Im Sinne von „ausgelassener Mensch“ kommt Wildfang seit 1600 vor. Die Redensart „durch die Lappen gehen“ entstammt der Jagd, die durch Einhegen mit Strichen, von denen Lappen herabhängen, das Wild auf bestimmte Bezirke zurückzuseuchen suchte. „Auf den Busch klopfen“, d. h. vorsichtig nach Etwas forschen, ist von der Klopffagd entlehnt, wo die Treiber ohne Schreien auf die Büsche klopfen. „Einen Gegner zur Strecke bringen, Einem ins Gehege kommen, auf falscher Fährte sein, auf der Spur sein, von etwas Wind bekommen, mit allen Hunden gehegt sein“ sind ebenfalls von Hause aus waidmännische Ausdrücke. „Sprünge machen“ und „Semanden auf die Sprünge kommen“ rührt von der Gewohnheit des verfolgten Hasen her, Seitensprünge zu machen: „Man weiß nicht, wie der Hase läuft.“

Schließlich sei auch noch des treuen und unentbehrlichen Begleiters des Jägers, des Hundes, gedacht. Schon im Mittelalter wird er darum vom Jäger als „gefelle lieber“ angeredet und als „trauter Hund“, „trauter Sellmann“ (eigentlich Gesell-

mann). Eine reichhaltige Liste von Namen für Jagdhunde giebt das Buch „Der teutsche Jäger“ von 1719. Da heißen z. B. die Windhunde und leichten Saurüden: Schnell, Greif, Spriz, Flüchtig; die Saufinder und Schweißhunde: Pactan, Nachgier, Zornig, Furie; die Bären- und Bullenbeißer: Nimrod, Hercules, Saturnus, Mars, Sultan; die Hühnerhunde: Wachtel, Schnepf, Tiras (von französisch tirasse, Fangnetz). Die Parforcejagdhunde haben, da diese Jagd aus Frankreich zu uns kam, meist französische Namen: Biqueur, Marquis, Komtesse, Favorite. Für die Wasserhunde sind Namen: Pudel (von pudeln = im Wasser plätschern) und Taucher; für die Dachshunde: Schlieffer, Dächsel, Mohlwurff; für deutsche Hunde: Höckner, Rüster, Rantor, Sägerin, Laute (diese alle mit „laut sein“, „Laut geben“ = bellen zusammenhängend). Viele dieser Namen sind noch heute üblich.

Eine versunkene Stadt.

Das Bild einer versunkenen Stadt, des früheren Port Royal, beschreibt, wie das „W. Fr. Bl.“ berichtet, ein amerikanischer Journalist, der sich an Bord eines Breßisches im Hafen von Kingston auf Jamaica befindet. In den kristallklaren Fluthen des Hafens zeichnet sich deutlich auf dem Meeresgrund das Bild der Stadt, die schon seit zwei Jahrhunderten wenige Klaster unter dem Meerespiegel schlummert. Einen Steinwurf vom Ankergrunde des Depeschenschiffes entfernt, schaukelt eine roth angefarbene Boje auf den Wellen, welche die beinahe bis an die Wasseroberfläche reichende Kirchturmsspitze von Port Royal angeht. Die Geheimnisse der Bimeta in der Karibischen See sind noch nicht entschleiert, einer Märchenstadt, die an die verborgenen Wunder der fabelhaften Atlantis erinnert, der von Jules Verne mit so reicher Phantasie in seinem Buche „Zwanzigtausend Meilen unterm Meere“ geschilderten Zauberstadt. Natürlich ist Port Royal nur an einem windstillen, wolkenlosen Tage sichtbar; der Meerespiegel muß vollkommen glatt sein, damit man in den Tiefen des durchsichtig klaren Wassers die Ruinen der Stadt erkennen kann. Der Thurm der alten Kathedrale ist der hervorragendste Gegenstand. Zwischen den weniger hohen Thürmen der kirchenreichen Stadt schwimmen die Fische umher. Gelegentlich bekommt man auch die Reste anderer, profaner Gebäude zu Gesicht. Ein furchtbares Erdbeben hat an einem Zunitage des Jahres 1692 Port Royal und seine lebenslustigen Bewohner in den Tiefen des Meeres begraben. Dreitausend Menschenleben sind durch jene Katastrophe zu Grunde gegangen. Die Gewässer thaten ihren Schlund auf und verschlangen die Stadt, die, nach dem Zeugnisse von Zeitgenossen, eine der lieblichsten des Erdballs war. Einige Ueberlebende behaupteten, die Strafe Gottes habe die sündhaften Bewohner von Port Royal getroffen, ähnlich wie Sodom und Gomorrah. Port Royal war als die schönste Stadt in Westindien bekannt. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner war Seeräub, der als ein vollkommenes, berechtigtes Gewerbe angesehen wurde. Die Bewohner von Port Royal und Jamaica überhaupt wälzten sich förmlich in den Reichthümern von Mexiko und Peru, den Gold- und Silberhülsen, die sie von den Spaniern erbeutet hatten. Ausschweifungen aller Art waren an der Tagesordnung, gleichwie in den schlimmsten Tagen der römischen Kaiserherrschaft. Wüste Bacchanalien nach orientalischem Muster wurden allorts gefeiert. In diese tollen Orgien plagte un plötzlich das Erdbeben hinein und zog seine Opfer aus dem Taumel des Genusses in die verschwiegenen Tiefen des Ozeans hinab. Die Katastrophe trat vor Mittag ein. Die Luft war schwül und am Himmel keine Wolke zu entdecken. Möglicherweise die Erde an zu schwanken und ein dumpfes Geräusch ertönte. Das Meer wurde zu Riesenhöhen aufgethürmt und die Stadt versank in die Fluthen. Alle diese Schrecknisse sind längst vergessen und sanft eingebettet liegt das versunkene Port Royal, ein Bild des Friedens, im Meeresschooße.

Allerlei.

Ueber den Untergang der französischen Fregatte „Danae“, deren Hebung im Hafen von Triest, wie bereits gemeldet wurde, jetzt bewerkstelligt wird, wird der „Grazer Tagespost“ aus Triest nach authentischen Quellen unter Anderem berichtet: Es war um Mitternacht vom 4. zum 5. September 1812. Der Kommandant der südwestlich vom Volo S. Carlo verankerten Fregatte, die 350 Mann und 44 Kanonen an Bord hatte, Kapitän La Lour, war eben vom Theater an Bord seines Schiffes zurückgekehrt und der Matrose, der ihn vom Lande geholt hatte, war noch mit dem Vertauen des Bootes

beschäftigt, als sich plötzlich eine riesige Feuersäule zum Himmel erhob; in demselben Augenblicke wurden Hafen und Stadt durch eine furchtbare Erschütterung aus dem Schlafe geweckt; die stolze Fregatte war in die Luft geflogen. Mirrend brachen die Fensterscheiben in der Stadt, Kamme stürzten ein und doppelt verschlossene Magazintore öffneten sich von sich selbst; mehrere öffentliche Gebäude in der Nähe der Riva wurden erheblich beschädigt. Die mit brennenden Schiffstheilen überfüllte See war bis zum Grunde aufgewühlt, Anker und Tauer der Schiffe waren gerissen und mehrere Fahrzeuge fingen Feuer. So groß war die Gewalt des Luftdruckes, daß in der Kirche zu Ostschina, die 320 Meter über dem Meere auf dem Karstplateau steht, die Bilder von den Wänden fielen. Es war eine Schreckensnacht für Triest. Der grauende Tag enthüllte den ganzen Umfang des Unglücks. Vom mächtigen Kriegsschiffe waren nur Trümmer vorhanden, die mit zahlreichen Leichen auf dem Meerespiegel schwammen. Auch die Ufer bis nach Barcola waren mit Schiffresten und Todten bedeckt. Die ganze Besatzung der Fregatte hatte ihr Leben verloren bis auf jenen Matrosen, der den Kommandanten an Bord gebracht hatte, und auch der überlebte die Katastrophe nur wenige Tage. Auch andere Personen, darunter Bürger und Bürgerinnen, die in der Unglücksnacht am Molo lustwanderten, fanden durch die Explosion ihren Tod. Auf Befehl des französischen Gouverneurs durfte kein Wort über das Unglück verlautbart werden. Das Journal „l'Empire“ in Paris brachte die lakonische Meldung, daß die Fregatte „Danac“ aus unbekannter Ursache in die Luft geflogen sei. Von privaten Aufzeichnungen ist jene aus dem Tagebuche des Herrn R. B. Cambon aus Montbellier, eines Vorfahren des Triester Reichs-rathsabgeordneten Dr. Cambon, aufbewahrt worden. Wohl sind die Taucher aus Venedig gekommen, aber auch sie haben das geheimnißvolle Dunkel, welches die legen Augenblicke der Fregatte umhüllt, nicht gelüftet. Der Triester Chronist Don Giuseppe Mainati zeichnet im Jahre 1818 nach der mündlichen Ueberlieferung die Geschichte der Katastrophe auf, in die aber schon vielfach das Weben der nimmer rastenden Volkspantomime durchschimmert. Das Volk legte sich eine rührende Liebesgeschichte zurecht, in der die räthende Nemesis mit dem großen Knalleffekte den gordischen Knoten löst. Der Dichter Abbe Francesco Dall'Ongaro brachte in den vierziger Jahren die Katastrophe der „Danac“ auf die Bühne, die Venetianer lehnten jedoch das Werk ab. In der Volkspantomime spielt auch die große Kriegsstaffe an Bord der „Danac“ eine Rolle.

Zum Untergange der „Bourgoigne“ enthält das nachstehende, aus Paris kommende Privattelegramm weitere, unsere bisherigen Berichte ergänzenden Mittheilungen: Ein geretteter Passagier von der „Bourgoigne“, Charles Liebrée, ein Pariser, der bei der Katastrophe seine beiden Kinder verlor und mit mehreren Geretteten an Bord der „Campania“ in Dieppe eintraf, von wo er nach Paris fuhr, erhebt im „Matin“ schwere Anklagen gegen die Schiffsmannschaft der „Bourgoigne“. Diese habe ihre Pflicht keineswegs erfüllt. Kapitän Deloncle, anstatt nach dem Zusammenstoß zu stoppen und die Boote niederzulassen, verdoppelte die Geschwindigkeit, in der Absicht, die 60 Seemeilen entfernte Sable-Insel zu erreichen. Das Wasser drang jedoch bestig in den Maschinenraum ein und machte den Untergang des Schiffes unvermeidlich. Die Passagiere verlangten, man solle die Boote ablassen; allein kein Matrose war sichtbar. Die Mehrzahl derselben hatte, die Verwirrung benutzend, in drei Booten das Schiff verlassen. Die Empörung und Verzweiflung der Passagiere beim Anblick dieser Muth der Besatzung waren unbeschreiblich. Fünf Frauen stürzten sich den Booten nach; eine davon erhaschte das Seil eines Bootes. Ein Schiffsbetzer, dessen Namen Liebrée kennt, schnitt jedoch das Seil entzwei. Im Ertrinken schauerte ihm die Unglückliche noch das Wort „elender Freigling“ zu. Liebrée selbst hielt sich als tüchtiger Schwimmer acht Stunden über Wasser. Als er sich an ein Boot klammerte, zwang ihn ein Matrose durch Faust- und Klauenschläge zum Loslassen. Dieses Boot kenterte dreimal und verlor fortwährend Leute von der Besatzung. Erst dann fand Liebrée darin Aufnahme. Der Kapitän Anderson von der „Cromartyschire“, welche die Matrosen der drei Boote aufgenommen hatte, zwang diese, wieder hinaufsteigen und die Insassen von Liebrées Boot an Bord der „Cromartyschire“ zu retten. In New-York sah Liebrée gerettete Passagiere den feigen Matrosen vor Entrüstung ins Gesicht pfeifen. Liebrée kennt auch den Namen eines Maschinisten der „Bourgoigne“, der eine Frau mit dem Revolver bedrohte und schrie: „Meine Haut ist mir näher.“ Liebrée protestirt gegen Belohnungen für die Schiffsmannschaft; diese habe ihre Pflicht nicht gethan, Beweis dessen sei die Thatsache, daß von 200 Mann Besatzung sich 110 retteten, während von 600 Passagieren bloß 54 gerettet wurden.

Was bedeutet die Kornblume? W. A. Mosogger beantwortet diese Frage im Julihefte seines „Heimgarten“ folgendermaßen: „Sie war die Lieblingsblume der Königin Luise, die unter den Franzosen einfallen so schwer gelitten. Dann hat ihr Sohn Wilhelm I. die Kornblume erwählt und dabei wohl kaum geahnt, daß diese liebliche, blaue Blume das Sinnbild seines weltgeschichtlichen Werkes werden sollte. Welch ein deutscher Fürst immer das Reich zur Einheit geführt haben würde, diese, und gerade die Blume hätte sein Symbol werden müssen. Weiß wohl auch Jeder, der die Kornblume im Knospfloch trägt, wie sie gefaltet ist? Ein Kranz von vielen Sonderkränlein vereinigt sich zu einer Krone! So wie Wilhelm I. die deutschen Fürsten vereinigt hat zum Kaiserreiche. Die Kornblume

ist also das Zeichen der politischen Einheit Deutschlands, der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Daran denken bei dieser Blume gehobenen Herzens die Deutschen aller Länder. Jeder Deutsche, er mag leben wo immer in der weiten Welt, hat Ursache, sich an der Einheit Deutschlands zu erfreuen. Er mag im Osten oder Westen oder Süden sein Vater- oder Mutterland gefunden haben, er mag treu seinem Fürsten ergeben sein und dem Lande, das ihn nährt und das ihn schützt, seine Urheimath ist und bleibt Deutschland, seine Blutsverwandten sind das deutsche Volk; die deutsche Kultur ist die seine, in der deutschen Sprache denkt sein Geist, lebt seine Seele, die deutsche Sprache vermittelt ihm Wissenschaft und Kunst und Alles, was das Leben abeth, an den deutschen Dichtern hängt sein Herz. Die Bande, die den Menschen an seine Nation knüpfen, sind gewaltig über alle Maßen. In ruhigen Zeiten, wenn er im unbefruchteten Genuße der Güter seines Volkes dahinlebt, merit er's nicht so, ja, er kann zeitweilig thöricht genug sein, dem eigenen Stamme Widerpart zu leisten; aber wenn er plötzlich Gefahr läuft, diese Güter zu verlieren, von seiner Nation getrennt zu werden, dann bäumt sich in ihm eine Kraft empor, die ihn selber überascht: das zu den größten Opfern entschlossene Bewußtsein, wie er sein Volk liebt. Der Deutsche außerhalb Deutschlands verzichtet ja völlig auf die Vortheile der politischen Einheit des Reiches, aber er freut sich derselben, er ist stolz auf sie, er bekennt sich nicht als Bürger des Deutschen Reiches, sondern als Angehöriger der deutschen Nation, als Mitgenießer ihres Geisteslebens — um das hochgemuth auszu- drücken, sieht er an die Brutt — die Kornblume. Eine Jugend, die auf den Schulen von der deutschen Sprache Wissen und Gestitung überkommt, hat wohl sicherlich das Recht, durch die Blume ihr gelegentlich eine kleine Huldigung zu bringen, schließlich jeder Staat, in dessen jungen Leuten sich noch die Treue offenbart.“

Ueber einen tüchtigen Berichterstatter erzählt der „Kasseler Staatsanzeiger“ folgende hübsche Geschichte: Die hiesigen Zeitungen der letzten Zeit recht häufig über falsche Alarmirungen der Feuerwache zur Nachtzeit berichten. Vorzüglich unterrichtet über diese leidigen Vorfälle, die nachgerade zur Kalamität geworden waren, zeigte sich ein junger Herr, der sich bei den hiesigen Zeitungen durch gelegentliche kleine Lokalnotizen sein Taschengeld verdiente. Es war frappant, mit welcher Gewissenhaftigkeit seine Berichte über die Feuerwebr-falschalarmirungen am nächsten Morgen punkt 6 Uhr in den Redaktionen zur Stelle waren. Natürlich endigten die Berichte stets mit dem Wunsche, daß es doch endlich gelingen möchte, den „ruchlosen Thäter“ zu fassen. Das geschah denn auch in einer der letzten Nächte dank der Wachsamkeit unserer Schutzleute. Der Berichterstatter mit den Alarmnachrichten blieb aber an diesem Morgen aus, nicht einmal die Meldung, „daß es endlich gelungen wäre.“ traf ein, wohl aber die überraschende Neuigkeit, daß der sonst so vorzüglich unterrichtete Herr Berichterstatter in höchstener Person auf der Polizeiwache sahe, weil er in der vergangenen Nacht beim Alarmiren der Feuerwache erwischt worden war. Und so erklärte es sich, daß die hiesigen Zeitungen seit einigen Tagen nicht mehr über falsche Alarmirungen zu berichten brauchten und die Feuerwache endlich Ruhe hat.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Geschichte der Burg und Kloster des Harzes. IV.: Die Burg Questenberg und das Questenfest. Nach urkundlichen Quellen von Karl Meyer. Leipzig, Verlag von Bernhard Franke. Preis 75 Pfg. Einen der schönsten und interessantesten Punkte des Südburglandes schildert das vorliegende Heft des rühmlichen Unternehmens. Der als Geschichtsforscher wohlbekannte Verfasser, der Volksschullehrer Karl Meyer in Nordhausen, hat es auch hier verstanden, mit Wahrung des wissenschaftlichen Charakters in gemeinverständlicher Weise zunächst die Questenfestfrage, das Questenfest zu beschreiben und auszuweisen. Zu diesem Feste, welches am dritten Pfingsttage jährlich gefeiert wird, strömen von Nah und Fern zahlreiche Besucher nach Questenberg. Nach der Beschreibung des Burgberges und der Burgruine geht der Verfasser zu der Geschichte der Burg und ihrer Bewohner über. Mit Vergnügen folgt man der klaren, übersichtlichen Darstellung, worin von den jeweiligen Besitzern der Burg, ihren wechselnden Geschicken und endlich im Verfall unter Hinzufügung urkundlicher Belegstellen berichtet wird. Der zwölfte Abschnitt behandelt das Dorf Questenberg und seine und seiner Umgebung Merkwürdigkeiten und bietet für den Historiker und Naturforscher sehr viel Interessantes. Der letzte (13.) Abschnitt bringt neun Sagen der Burg Questenberg. Den Beschluß des Buches macht das Questenfestlied, ein Gedicht eines unbekanntes Dichters, nach einer Handschrift vom Jahre 1820. Diese historische Monographie ist eine Musterleistung, in jeder Hinsicht gelungen, knapp und klar, weit entfernt von der romantischen Weitschweifigkeit früherer Darsteller. Der fleißige Geschichtsforscher bietet auf kleinem Raume eine erschöpfende, Jedermann verständliche Beschreibung und Geschichte der Burg Questenberg, wofür wir und Viele mit uns dem Verfasser und Verleger herzlich dankbar sind. Das auf dem Titel befindliche, von des Verfassers Sohne, dem Volksschullehrer Bernhard Meyer, gezeichnete schöne Bild giebt eine Rekonstruktion der Burg Questenberg nach einem vom Verfasser aufgenommenen Grundriße der Burganlage.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gehensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

Brauchen wir denn überhaupt das Thomasmehl?!

Herr Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Raerker hat auf dem Verbandstage der landw. Genossenschaften zu Halle, am 13. Juli cr. folgenden die vorstehende zur Zeit für unsere Landwirthschaft so eminent wichtige Frage eingehend beantwortenden Vortrag gehalten:

Meine verehrten Herren! Auf der Tagesordnung steht: „Der Bezug von Thomaspophatmehl und die gegenwärtigen Differenzen mit dem Syndikat der Fabrikanten.“ Ich glaube, daß diese Fassung für mich nicht ganz zutreffend ist. Einen Aufschluß über den Stand der Sachlage würde nur ein dazu beauftragtes Mitglied der Bezugs-genossenschaft für Thomaspophatmehl geben können. Ich weiß nur soviel, daß die Differenzen ruhig weiter bestehen und daß davon, daß die Fabrikanten den Wünschen der deutschen Landwirthschaft entgegenkommen, nichts bekannt ist; ich weiß nur, daß sie eine Eingabe an die Eisenbahnverwaltung gerichtet haben, man möge ihnen für den Export von Thomaspophatmehl nach dem Ausland billigere Tarife gewähren. Ich halte das für mindestens harmlos; ein derartiges Verlangen ist gleichbedeutend damit, daß die Thomaspophatmehl-Fabrikanten in ihrem Kampfe gegen die Landwirthschaft durch billigere Tarife unterstützt sein wollen, und daran ist selbstverständlich gar nicht zu denken.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, lautet anders als die Fassung des Themas; sie lautet: „Sind wir gezwungen, und unter welchen Verhältnissen, Thomaspophatmehl anzuwenden? oder können wir das Thomaspophatmehl durch andere phosphorsäurehaltige Düngemittel ersetzen und unter welchen Verhältnissen?“ Ich denke, das ist auch gerade lohnend genug, und ich hoffe, Ihnen nachweisen zu können, daß wir durchaus nicht an das Thomaspophatmehl als eine unentbehrliche Form der Phosphorsäure, wenigstens für die große Verwendung, gebunden sind, daß wir vielmehr mit anderen phosphorsäurehaltigen Düngemitteln den Kampf gegen das Thomaspophatmehl sehr wohl aushalten können.

Nun, meine Herren, was hat dem Thomaspophatmehl eigentlich den Ruf verschafft, den es genießt? Es ist nicht zu leugnen, es enthält eine vortrefflich wirkende Form der Phosphorsäure; aber niemand hat bisher nachgewiesen, daß es nicht für bestimmte Verhältnisse und für bestimmte Verwendungsarten durch ein anderes Düngemittel ersetzt werden kann. — Es hat seinen Ruf bekommen dadurch, daß es die Erträge in Sandböden im Verein mit der Anwendung der Kalisalze in der That in staunenswerthem Maße hat steigern helfen, aber es verdankt diesen Ruf doch nur der Thatsache, daß die Phosphorsäure des Thomaspophatmeles wesentlich billiger war als die Phosphorsäure der Superphosphate; sobald eine Steigerung des Preises der Phosphorsäure im Thomaspophatmehl stattfindet und das normale Preisverhältniß zwischen Superphosphaten und Thomaspophatmehl in einem für das letztere ungünstigen Verhältniß verschoben wird, fällt der Zwang zur Anwendung des Thomaspophatmeles sofort vollständig fort. Das Thomaspophatmehl hat seinen Ruf bekommen, weil es ein gutes Düngemittel war; das wollen wir ihm durchaus nicht bestreiten. Die Versuchstationen sind bemüht gewesen, und ich selbst habe mich an diesen Versuchen betheilig, den Werth des Thomaspophatmeles festzusetzen, und sie haben dabei gefunden, daß der Wirkungswerth der citratlöslichen Phosphorsäure des Thomaspophatmeles für die meisten, d. h. für die mittleren Anwendungen, 80% der Wirkung der Superphosphate, also der wasserlöslichen Phosphorsäure, beträgt, und das entspricht etwa dem Preise der Phosphorsäure im Superphosphat zum Thomaspophatmehl im Verhältniß von 16 : 12 Pfennige per Pfund.

Sobald die Thomaspophatmehl-Phosphorsäure theurer wird, ist das Superphosphat mit seiner wasserlöslichen Phosphorsäure die vorzuziehende Form der Phosphorsäure. Nun kann man sagen, das Thomaspophatmehl ist für bestimmte Verwendungen, z. B. für den Sandboden, ein vollständig unentbehrliches Düngemittel. Ich gebe zu, es steckt darin ein Körnchen Wahrheit. Da das Thomaspophatmehl etwa 50% Kalk enthält, so führt man mit einer reichlichen Anwendung des Thomaspophatmeles dem Sandboden gleichzeitig gewisse Mengen wirksamen Kalks zu, also den Stoff, den der Sandboden in den meisten Fällen in genügendem Maße nicht enthält. Wenn aber der Sandboden — und das ist häufig der Fall — nicht ganz kalkarm ist, dann wirkt das Superphosphat auch in dem Sandboden immer in dem Verhältniß von 100 : 80 gegenüber der Thomaspophatmehl-Phosphorsäure. Wir haben nun aber im letzten Jahre ungeheure Fortschritte in der Anwendung von Kalk in Sandböden, größtentheils angepornt durch die Erfahrungen von Orte und Schulz-Lupitz, gemacht. Durch unsere Landwirthschaftskammer ist eine Untersuchung veranlaßt worden über den Kalkgehalt der Felder, und diese, über die ich in nächster Zeit ausführlich berichten werde, hat sehr merkwürdige und wichtige Aufschlüsse gegeben. Die Resultate dieser Untersuchung sind dem größten Theil der Einsender von Bodenproben schon längst mitgetheilt, und da oft ganze Landstriche in der Beziehung eine große Gleichmäßigkeit zeigen, so weiß jeder Landwirth, der Proben eingeschickt hat, wie er mit dem Kalkvorrath seines Bodens daran ist, ob derselbe genügt oder nicht. Ist nun der Kalkvorrath seines Bodens ein genügender, so kann die wasserlösliche Phosphorsäure auch in dem leichtesten Sandboden — das beweisen unsere Vegetations- und Düngungsversuche schlagend — mit der entsprechenden Wirkung, also wie 100 : 80 gegenüber der citratlöslichen Phosphorsäure des Thomaspophatmeles angewendet werden. Ist der Kalkzustand befriedigender, dann allerdings muß man sagen, daß die wasserlösliche Phosphorsäure für solche Bodenarten nicht so am Plage ist wie das Thomaspophatmehl mit seinem Kalkgehalt. Aber da der Umstand, daß die wasserlösliche Phosphorsäure im Sandboden unter Umständen nicht dieselben guten Resultate giebt als in anderen Bodenarten, lediglich damit zusammenhängt, daß in dem Sandboden nicht genügende Mengen von Kalk zur Absorption der wasserlöslichen Phosphorsäure vorhanden sind, so ist das Mittel, den Landwirth von der Anwendung des Thomaspophatmeles zu emancipiren, ohne weiteres gegeben: Es liegt im eigensten Interesse des Landwirths, im leichten kalkarmen Sandboden, ganz unabhängig von der Anwendung des Thomaspophatmeles, obnehin den Kalkgehalt seines Bodens zu erhöhen, um seine Erträge zu sichern und zu vermehren: er muß also, wenn er kann, mergeln, wenn er keinen Mergel zur Verfügung hat, muß er kohlen-sauren Kalk, dessen Bezug zu billigem Preise durch die Centralgenossenschaft vermittelt wird, als regelmäßiges Düngemittel zur Anwendung bringen; thut er das und verwendet genügende Mengen von kohlen-saurem Kalk in gemahlenem Zustand, was unter allen Umständen von großem Nutzen für den Sandboden ist, dann halte ich es für sicher, daß sie unter diesen Umständen mit der wasserlöslichen Phosphorsäure, Prozent für Prozent gerechnet, im Verhältniß von 100 : 80, weiter kommen als mit der citratlöslichen Phosphorsäure des Thomaspophatmeles! Der leichte Sandboden, auch der

kalkarme — das glaube ich Ihnen damit schlagend nachgewiesen zu haben —, ist demnach auch von dem Bezuge des Thomasphosphatmehls unabhängig, wenn nur die Maßregel ergriffen wird, die der Landwirth so wie so im Interesse seines Bodens ergreifen muß, daß er den Kalkvorrath seines Bodens stärkt. Wir werden in kurzer Zeit dahin kommen, da die Kalkfrage ungeheuer wichtig für unsere Produktion ist, daß wir überall einen guten Kalkzustand unserer Felder herzustellen haben, und dann ist die Frage für uns gelöst, dann ist es lediglich die Preisfrage der beiden phosphorsäurehaltigen Düngemittel, die dabei entscheidend ist; augenblicklich giebt Ihnen jedenfalls dieser Hinweis die Möglichkeit, mit der Verwendung von einigen Centnern kohlensauren Kalks auch auf kalkärmeren Böden sich von der Verwendung des Thomasphosphatmehls zu befreien.

Das Thomasmehl ist somit gar keine besondere Medizin; es ist ein gutes brauchbares, etwas langsamer als die Superphosphate wirkendes Düngemittel, aber wir brauchen uns keine Kopfschmerzen darüber zu machen, wenn wir eine Zeit lang einmal kein Thomasmehl zur Anwendung bringen.

Nun kommt aber ein Punkt, den ich hier in Parenthese behandeln möchte, der mir für die landwirthschaftliche Produktion ungeheuer wichtig zu sein scheint. Wenn gesagt wird: „Landwirth, kauft zur jetzigen Zeit, solange der Thomasmehlkrieg dauert, kein Thomasmehl“, so könnte man daraus leicht ableiten, nun wohl, wir unterstützen den Thomasmehlkrieg dadurch, daß wir nun überhaupt keine phosphorsäurehaltigen Düngemittel kaufen; wir wollen einmal bauen auf den Vorrath, der im Boden zurückgeblieben ist und ein Jahr lang oder vielleicht länger überhaupt keine Phosphorsäure zur Anwendung bringen. Ja, meine Herren, das wird nicht gehen! Das wäre ein ganz falscher und sehr gefährlicher Rathschlag, den man den Landwirthen damit geben würde. „Kauft kein Thomasmehl, aber kauft entsprechende Mengen anderer Formen der Phosphorsäure und unterläßt ja nicht die Phosphorsäuredüngung!“ In dieser Beziehung haben wir in unserer Verjudungswirtschaft in Lauchstädt auf einem Boden, der seit langer Zeit durch Herrn von Zimmermann an Phosphorsäure angereichert worden war, ganz eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Um die Frage des Mineralstoff-Bedürfnisses eines solchen Bodens zu prüfen, habe ich in jeder Breite in der Mitte einen Streifen liegen lassen, der für längere Jahre hinaus niemals eine Mineralstoffdüngung, also auch keine Phosphorsäuredüngung, bekommt. Mit Kali hat es dabei keine Sorge, der Boden ist sehr kalkreich, und so beziehen sich die Ausführungen, die ich nunmehr zu machen habe, lediglich auf die Phosphorsäure-Frage.

Im ersten Jahre, als wir auf diesem guten, bestbehandelten Boden die Phosphorsäuredüngung unterließen, merkten wir das Nachlassen schon an der Gerste, von welcher wir pro Morgen $1\frac{1}{2}$ Centner Körner weniger ernteten; im zweiten Jahre zeigte die Gerste auf der Parzelle ohne Phosphorsäuredüngung einen Minderertrag von $3\frac{1}{4}$ Centner, der Weizen ergab im 2. Jahre einen Minderertrag von 3,6 Centner pro Morgen. In diesem, dem dritten Jahre, steht auf der phosphorsäurefreien Parzelle des Weizens nach meiner Schätzung sicher $\frac{1}{2}$ weniger als auf den andern Parzellen, die Phosphorsäure bekommen haben! Wenn das in solchem mit Phosphorsäure angereicherten Boden geschieht, wie soll das da erst auf dem Boden werden, der nur eben zur Noth sein Recht auf Phosphorsäure bekommen hat, und das gilt für die meisten Böden! Sie würden, wenn sie die Phosphorsäuredüngung ganz unterlassen wollten, Rückschlüsse in den Erträgen bekommen, die Sie kaum ahnen! Ich bemerke noch dazu, daß im zweiten Jahre der Rückschlag der Erträge an Zuckerrüben nach der unterlassenen Phosphorsäuredüngung $26\frac{1}{2}$ Centner und an Kartoffeln $15\frac{1}{2}$ Centner betrug. Es würde daher ein ganz falscher Rathschlag sein, wollte man Ihnen raten, „laßt einmal die Phosphorsäuredüngung!“ Durchaus nicht! Sie müssen die Phosphorsäuredüngung weiter fortsetzen, aber nicht in der Form von Thomasmehl! Es fragt sich nun: Welche Formen der Phosphorsäure sollen wir an Stelle des Thomasmehls wählen? Daß wir in allen kalkreichen Böden Superphosphat verwenden können, habe ich Ihnen oben dargelegt, aber es haben manche Landwirthe eine Vorliebe für langsame wirkende Formen der Phosphorsäure, was vielleicht für manche Bodenarten gerechtfertigt erscheint, und es kommen hierfür als Ersatz für das Thomas-

phosphatmehl in Betracht das Präcipitat, das Knochenmehl, der Fischguano und das Fleischmehl. Zuerst das Präcipitat: In diesem ist die Phosphorsäure nicht in wasserlöslichem Zustande vorhanden; sie bedarf daher der Absorption durch Ackererde nicht, um festgehalten zu werden. Das Präcipitat ist eine auch für den leichtesten Sandboden wohl geeignete Form der Phosphorsäuredüngung, welche ohne Zweifel überall zum Ersatz des Thomasphosphatmehls angewendet werden kann. Leider ist die Produktion dieses sehr werthvollen Düngemittels eine beschränkte, aber immerhin doch nicht ganz unbedeutende, sodas es wenigstens in einer gewissen Beziehung einen Ersatz für Thomasmehl-Phosphorsäure bieten kann. Nun das Knochenmehl. — Dies ist noch eine streitige Frage. — Ich habe mir seit vielen Jahren die ernstlichste Mühe gegeben, Verhältnisse herauszufinden, unter denen die Knochenmehlphosphorsäure eine gute Wirksamkeit entwickelt. Ich und mehrere Kollegen, so auch Professor Wagner, haben aber keine Verhältnisse finden können, in denen wir eine wirklich rentable Wirkung der Knochenmehlphosphorsäure erzielt hätten. Ich muß aber gestehen, daß von anderen Seiten einzelne Versuche vorliegen, bei denen das Knochenmehl unter gewissen, allerdings auch nur ganz bestimmten Verhältnissen, eine Wirksamkeit entwickelt hat; ich gebe das vollständig zu, wenngleich ich selbst niemals mir habe Verhältnisse schaffen können, bei denen das Knochenmehl eine günstige Wirkung geäußert hätte. Ich will indessen nicht auf meine Ansicht bestehen; wenn Jemand mit Knochenmehl gute Erfolge erzielt hat, so mag er's auch weiter geben auf seine Verantwortung.

Die Fischguanophosphorsäure und die Fleischmehlphosphorsäure dagegen zeigen nach unseren Vegetationsversuchen genau die Wirksamkeit wie die citratlösliche Phosphorsäure im Thomasmehlmehl, und verhalten sich im Boden genau so wie diese; diese Formen also können wir ebenso wie die Thomasmehlphosphorsäure zur Anwendung bringen. Es würde das hauptsächlich in Frage kommen für die Düngung des Roggens, dem man ja mit Vorliebe im Herbst auch die langsamere wirkenden Formen des Stickstoffes darreicht, wie sie im Knochenmehl, Fleischmehl und Fischguano enthalten sind, welche sich in der That für die Roggendüngung besonders eignen.

Aber die Produktion dieser Düngemittel ist eine sehr beschränkte und in keiner Weise steigerungsfähig; es wird aller Voraussicht nach für den Herbst ein großer Phosphorsäure-Bedarf an die deutsche Landwirtschaft herantreten und ebenso im Frühjahr, und es werden daher die drei von mir genannten Formen von Phosphorsäure nur ein Tropfen auf einen heißen Stein sein, und es läßt sich voraussagen, daß eine Preissteigerung nothwendigerweise die Folge davon sein wird. Sichern Sie sich also, wenn Sie diese Düngemittel einmal vorziehen, in dieser Beziehung sobald als möglich!

Dagegen ist der Vorrath von Phosphaten und die Leistungsfähigkeit der Superphosphatfabriken eine so große, daß sehr große Mengen von wasserlöslicher Phosphorsäure geliefert werden können, und ich zweifle nicht, daß durch die wasserlösliche Phosphorsäure an Stelle der Thomasmehlphosphorsäure, die Sie in dem Kriege vorläufig nicht verwenden wollen, die nöthigen Phosphorsäuremengen der deutschen Landwirtschaft geboten werden können. Wie die Preisverhältnisse sich gestalten werden, das weiß ich freilich nicht; aber die Sache liegt dabei so, daß wir statt hundert Theilen citratlöslicher Phosphorsäure nur 80 Theile wasserlösliche Phosphorsäure zu geben nöthig haben, und selbst wenn der Preis für die letztere eine Kleinigkeit höher werden sollte, als es diesem Differenzverhältniß entspricht, so muß die deutsche Landwirtschaft doch in dieser Frage Stange halten gegen das Thomasmehlmehl! (Bravo!) Sie soll also zur jetzigen Zeit kein Thomasmehlmehl zur Anwendung bringen, und glücklicherweise eröffnet sich nach einer anderen Richtung noch eine gute Aussicht, in einer gewissen Weise von dem Thomasmehlmehl unabhängig zu werden. Ich habe meine Untersuchungen über diese Frage bereits vor einigen Wochen in der „Illustrierten Landwirthschaftlichen Zeitung“ veröffentlicht. Dr. Wolters, ein Chemiker, hat ein Verfahren gefunden, auf höchst billige Weise aus Nohphosphaten ein Fabrikat herzustellen, dessen Phosphorsäure sich nicht allein ebenso günstig bei der Produktion verhält, wie die citratlösliche Phosphorsäure des Thomasmehls, sondern sogar noch bedeutend

günstiger, und in seiner Wirkung an die wasserlösliche Phosphorsäure der Superphosphate ganz nahe herankommt. Wolters schlägt dabei sogar zwei Fliegen mit einer Klappe. Er stellt eine Schmelze durch Zusatz von Kalk zu Knochenschwamm unter Zusatz von Kieselsäure und Alkalisalzen dar. Die Löslichkeit der Phosphorsäure der Thomasschlacke beruht auf der Anwesenheit der Kieselsäure-Alkaliverbindungen, die er durch Zusatz von Sand herstellt. Nun läßt sich die Löslichkeit erhöhen durch Zusatz von Natrium, aber auch durch Zusatz von Kalk, und das Kali wird in Sandböden doch überall gebraucht.

Die Form des Kalis, welche in diesem Wolters'schen Düngemittel enthalten ist, ist ebenfalls eine gute, dem Kainit fast gleichstehende, und somit wird dieses Wolters'sche Düngemittel nicht nur einen Ertrag für Phosphorsäure, sondern auch für kalkhaltige Düngemittel bilden. Ich glaube, daß diese Erfindung berufen ist, auf dem Gebiete der Düngemittel eine Umwälzung herbeizuführen, und jedenfalls wäre es wünschenswert, daß unsere Bezugsgenossenschaft sich mit dieser Quelle in Verbindung setzt, um so der Thomasschlacke ein Paroli zu bieten. Freilich, ob die Fabrik schon in diesem Herbst wird

liefern können, weiß ich nicht; ich bin über die Fabrikation nicht unterrichtet, da ich die Frage nur prinzipiell behandelt habe.

Das Eine glaube ich aber nachgewiesen zu haben: Der Sache nach und der Wirkung nach brauchen wir die Thomasmehlphosphorsäure nicht; wir haben andere Düngemittel, namentlich die Superphosphate, wenn der Boden kalkreich ist, um dieselben und sogar bessere Wirkungen zu erzielen, als mit der Thomasschlacke, die wir an sich als ein gutes und nützlich Düngemittel anerkennen.

Es liegt somit, wenn ich zum Schluß kommen darf, kein unbedingter Zwang für die Landwirthe vor, Thomasmehlphosphatmehl anzukaufen; sie können den Phosphorsäurebedarf ihrer Felder, den sie allerdings jedes Jahr in ausgiebigem Maße decken müssen, auch in der Form anderer phosphorsäurehaltiger Düngemittel decken, und darum: **Wählen Sie stark in dem Streite und kaufen Sie vorläufig keine Thomasschlacke!** (Lebhafter Beifall!)

Fragekasten.

Frage 6. Günstiger Zeitpunkt für die Kainit-Düngung von Klee- und Luzerne-Gemenge. (O. in C.) Darf man auf junges Klee- und Luzerne-Gemenge nach Aberntung der Deckfrucht bei trockener Witterung Kainit streuen, oder ist es besser, mit der Düngung bis zum Herbst oder Winter zu warten?

Antwort: Es ist wohl anzunehmen, daß der Klee und die Luzerne auf besserem Lehmboden im ersten Jahre genügend Nahrung, besonders aber wohl Kali genug vorfinden, um sich kräftig zu entwickeln. Die Pflanzen werden ihre Wurzeln in die tieferen Ackerichten senden, sobald die weniger tiefgehende Deckfrucht die Stoffe der obersten Schichten verbraucht hat. Es wird aber dadurch das erreicht, was für die gute Ueberwinterung notwendig ist, eine gute Ausbildung der Wurzeln, wenn auch die Stengel- und Blattentwicklung vielleicht nicht so begünstigt ist, als wenn die Pflanze die Nahrung in den oberen Schichten gefunden hätte.

Würde man unmittelbar nach der Aberntung der Deckfrucht Kainit als Kopfdünger geben, so würde selbst bei Kali-

mangel die Wirkung sich wohl kaum noch in diesem Jahre zeigen oder so spät eintreten, daß kein großer Vortheil mehr erzielt wird. Man würde im günstigsten Falle die Entwicklung der Futterpflanzen vielleicht etwas fördern, aber sich der Gefahr aussetzen, den Thieren zu schaden. Kleine Mengen des Düngemittels können nämlich in ungelöstem Zustande in den Blattwinkeln oder an anderen Pflanzentheilen zurück geblieben sein und dann beim Verfüttern oder gar beim Abweiden direkt vom Erdboden von den Thieren aufgenommen werden. Der durch den Dünger entstandene Nutzen kann also sehr leicht durch diesen Nachtheil aufgehoben werden. Andererseits kann es vorkommen, daß das Futter sich zu kräftig entwickelt und, da es nicht abgefüttert wird, unter dem zu dichten Stande während des Winters leidet.

Es ist mithin rathamer, den Dünger im Spätherbst nach der Nutzung auszustreuen oder gar bis zum Winter damit zu warten, weil man dann das Futter bis zum Einwintern nach Belieben und ohne Gefahr vor nachtheiligen Folgen nutzen kann. T.

Kleinere Mittheilungen.

Die V. Deutsche Gersten- und Hopfen-Ausstellung in Berlin, welche der Verein „Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin“ unter Mitwirkung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und des Deutschen Hopfenbauvereins alljährlich veranstaltet, wird, wie in Ergänzung unserer kurzen diesbezüglichen Notiz in Nr. 28 der „Landw. Mitth.“ bemerkt sei, am 12. bis 16. Oktober d. J. in den Ausstellungsräumen des Institutes für Gärungsgewerbe in der Seestraße stattfinden.

Das Schwergewicht der gemeinnützigen, technisch-wissenschaftlichen Zwecken dienenden Ausstellung liegt in dem mit derselben verbundenen Preisbewerb.

Um möglichst weiten Kreisen der Gersten, Brauweizen und Hopfen bauenden Landwirtschaft Deutschlands die Theilnahme an demselben zu ermöglichen, sind die Ausstellungsgebühren durchweg nur auf insgesammt 3 Mk. festgesetzt. Dabei ist bezüglich des Hopfens die sehr interessante Neuerung getroffen, daß nicht mehr ganze Hopfenballen von 2 Ctr. Gewicht zur Ausstellung eingeschickt werden müssen, was für die meist kleinen Produzenten immer mit großen Kosten und erheblichem Risiko verbunden war, sondern nur Hopfenmuster von je 4 kg, welche von einem Beauftragten der Ausstellungsleitung auf deren Kosten unter Ausziehung von Vertrauensmännern vom Lager der Produzenten an Ort und Stelle entnommen und dann unter Siegel nach Berlin geschickt werden. Für den Prämienfonds sollen wieder durch Beiträge von Regierungsbehörden und Korporationen ca. 9—10 000 Mk. bereit gestellt werden. Zur Verteilung kommen Geldpreise, welche für Gerste und Brauweizen von 100 Mk. bis 30 Mk., für Hopfen von 150 Mk. bis 45 Mk. betragen sind, was gegen früher eine durchgängige Erhöhung derselben um 50 Proz. bedeutet.

Kartoffelernte pro 1897 in Preußen. In der Sondernummer der „Statistischen Korrespondenz“ vom 21. v. Mts. werden die Ergebnisse der endgültigen Ernte-Ermittelung in Preußen für das Jahr 1897 mitgeteilt. Danach waren im Jahre 1897 im preussischen

Staate 2 086 912,6 ha mit Kartoffeln bebaut, gegen 2 078 119 ha im Jahre 1896, also 8713 ha oder 0,4 Proz. mehr als im letzteren. Der Anbau der Kartoffeln ist im Allgemeinen im langsamen Zunehmen begriffen; es wurden nämlich in Preußen im Jahre 1878 1 880 241 ha, im Jahre 1883 1 986 685 ha, im Jahre 1893 2 075 558 ha und 1897 wie bereits bemerkt 2 086 912,6 ha bebaut.

Geerntet wurden im Jahre 1897 im Königreich Preußen nach den endgültigen Ermittlungen 201 991 362 dz gegen 201 266 098 dz im Jahre 1896; mithin noch 765 264 dz mehr (0,38 Proz.) als im letzteren. Der Hektarertrag an Kartoffeln stellte sich im Jahre 1897 durchschnittlich auf 1213 kg gegen 11 067 kg im Jahre 1896, mithin noch 146 kg oder 1,3 Proz. mehr als im letzteren. Der Gesamtertrag an Kartoffeln ist in Preußen im Jahre 1897 nicht nur etwas größer als im Jahre zuvor, sondern überhaupt der drittgrößte im letzten Jahrzehnt gewesen. Erwähnt sei noch, daß die Kartoffelkrankheiten im Jahre 1897, wenn auch stark, so doch in geringerem Umfange, als im Jahre zuvor auftraten; denn nach den Ermittlungen waren 7,1 Proz., also im ganzen 14 280 503 dz gegen 9 Proz. = 18 650 898 dz im Jahre 1896 krank.

Die Ausfuhr von geschlachtetem Rindvieh aus Dänemark. Ueber den enormen Umfang, den die Ausfuhr ausgeschlachteten Rindviehes aus Dänemark nach Deutschland erreicht hat, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß am Schluß der zweiten Maiwoche öfter an einem Tage gegen 20 Waggons mit dieser Waare über die Grenze befördert wurden. Der Inhalt eines jeden Waggons beträgt nach der „Milk-Reg.“ 5000 kg, so daß die Tagesausfuhr sich auf 100 000 kg bezieht. Das ausgeschlachtete Vieh wird meist in Vierteln, welche an Querbalken im Wagen hängen, verpackt und kommen auf jeden Wagen im Durchschnitt 80 Viertel gleich 20 Stück Vieh. Bei 20 Wagen gäbe das eine tägliche Ausfuhr von 400 Stück geschlachteten Viehes. Am Montag ist der Export nur gering im Vergleich zu den folgenden Wochentagen. Je näher der Sonntag, desto bedeutender wird die Ausfuhr.

Die bedeutendsten Abgabegebiete für das bänische Fleisch sind die Märkte zu Hamburg und Berlin. In Nordschleswig schlachten manche Schlächter nicht selbst, sondern lassen das Fleisch aus Dänemark kommen. Für beste Waare stellt sich der Preis hier auf 45—50 Pf. pro Pund.

Landwirtschaftlicher Genossenschaftstag in Karlsruhe. Der Anwalt des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Geheimrath Regierungsrath Haas-Offenbach a. M., ruft den diesjährigen Vereinstag der landwirtschaftlichen Genossenschaften, für die Tage vom 25. bis 27. August nach Karlsruhe ein. Auf der Tagesordnung stehen u. A. Beratungen über die Haftpflicht der Vorstandsmitglieder von Genossenschaften (Referent der pfälzische Verbandsdirektor Bangraß-Landau), über die verschiedenen organisatorischen Aenderungen, die im Genossenschaftswesen durch Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches nötig werden (Landgerichtsrat Dr. Meißel-Darmstadt). Ueber die Kreditgewährung an Kornhausgenossenschaften wird Landesökonomierath von Mendel-Steinfelds-Halle, über die Buchführung der Mostereigenossenschaften Oekonomierath Dr. Havensstein-Donn referiren. Außerdem sollen die Grundsätze für eine gleichmäßige Umiagsberechnung festgelegt, über die Organisation des Butterverkaufs und über Wingervereine verhandelt werden.

Mit dem Genossenschaftstag gleichzeitig findet am 25. August die erste Generalversammlung der neugegründeten Versicherungsasse der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftsbeamten statt.

Die beiden großen Verbände der badischen Genossenschaften rüsten zu einer glänzenden Aufnahme des Genossenschaftstages. Ausflüge nach Baden-Baden und in den Schwarzwald (Triberg), Konzerte und ein Gartenfest der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe stehen in Aussicht.

Wie lange ist eine Sau zuchtfähig? In erster Linie ist die Klasse maßgebend. Landtschweine wachsen als Zuchtschweine bis in ihr viertes und fünftes Lebensjahr und bleiben im Allgemeinen bis in ihr achtes und neuntes Lebensjahr zuchtfähig. Sie bringen erst bei der zweiten und dritten Geburt eine größere Zahl von Ferkeln und sind im Stande, diese genügend zu säugen. Mit dem vierten Lebensjahre nimmt aber die Zahl der Ferkel meistens ab, da sie außerdem schon nicht mehr genügend säugen können, weil sie bereits mehr Fett entwickelt haben. In Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist es also in den meisten Fällen richtig, die Zuchttauen der Landtschweine von der Zucht auszuschließen, nachdem sie fünfmal Junge gebracht haben. In diesem Alter sind ihre Kau- und Verdauungsorgane noch gut beschaffen, auch sind die Fleischfasern noch fein, so daß es sich noch gut verlobt, sie zur Mast aufzustellen und als Masttschweine zu verwerten. Nur besonders werthvolle Zuchttauen, welche ganz besonders viele, schöne und gute Ferkel gebären, hält man gern länger, weil sie in solchem Ausnahmefalle als Zuchttauen so hohen Werth haben, daß ihr danach geringerer Mastwerth darüber vergehen werden kann. Die englischen Rassen können nicht so lange als Zuchttauen benützt werden wie die Landtschweine, weil diese Rassen viel mastfähiger und bei guter Fütterung schon fett sind, nachdem sie drei bis viermal Ferkel gebracht haben, die sie dann ihres Fetts zustandes wegen auch nicht mehr gut säugen. Wo also nicht ausnahmsweise eine vortheilhafte Zuchttaue zu berücksichtigen ist, da läßt man in gewöhnlichen Fällen eine englische Sau nicht älter als drei Jahre werden. Dementsprechend stellt es sich auch bei den Kreuzungen, wo das Abzählen, das heißt die Auscheidung aus der Zucht, sich danach richten muß, ob die Sau mehr englisches Blut oder mehr Landtschweine zeigt.

Unreine Funde in der Margarine. Bei der Begründung des französischen Margarinegesetzes führte nach der Zeitschrift für Fleisch- und Milchhygiene der Senator Begludic nach „L'Industrie laitière“ aus, daß das ursprüngliche Verfahren von Diez-Moutis zur Herstellung von Margarine sei Unauswählung der sanitären Verhältnisse dadurch verändert sei, daß fremder Talg verarbeitet werde. Nach den statistischen Tabellen sei der jährliche Import fremden Talges in Frankreich von 9,6 auf 27,8 Millionen geliegen. Die importirten Fettmassen stammten aus den Vereinigten Staaten, Australien, Uruguay und Argentinien. Falls sie von kranken Thieren herrührten, werden die in denselben enthaltenen Krankheitskeime nicht vernichtet. Jedensfalls finde eine Vernichtung der Milzbrandsporen, Tuberkelbacillen und Schweinepestbacillen nicht statt. Außerdem habe man in Chicagoer Fett Bandwurmer gefunden, und Professor Taylor habe Muskelteile und Blutgefäßtrümmer in dem Schweinefett, das zur Margarinefabrikation verwendet wird, nachgewiesen, so daß auch die Anwesenheit von Trichinen nicht ausgeschlossen sei.

Schädlichkeit und Strafbarkeit der Milchfäulung durch Hineingeworfenes Eis. Die chemische Untersuchung von Milchproben hat in Berlin neuerdings wiederholt ergeben, daß die Milch durch Hineinwerfen von Eiswürden gekühlt wird. Demgegenüber macht das Königl. Polizeipräsidium in Berlin die betheiligten Kreise darauf aufmerksam, daß das in Berlin zu wirtschaftlichen Zwecken in den Handel kommende Eis selbst bei gutem Aussehen in ihrer Entwicklungsfähigkeit nicht veränderte, gesundheitsgefährliche Keimwesen enthält und daß der Genuß von Getränken und anderen Nahrungsmitteln, die mit Eis in der oben erwähnten Weise gekühlt wurden, gesundheitsgefährlich sein kann. Im Laienpublikum ist fast allgemein die Ansicht verbreitet, als gäbe es hier in Frage kommenden kleinsten Lebewesen im Eise infolge der dort herrschenden niedrigen Temperatur zu Grunde. Mannigfache genaue Untersuchungen haben aber gezeigt, daß gerade die Spalttrilze, zu denen

jene Mikroorganismen gehören, wenig empfindlich gegen niedere Temperatur sind. So behält z. B. auch der Erreger der asiatischen Cholera im Eise seine volle Lebenskraft.

Außerdem kommt bei der beschriebenen Art der Milchfäulung hinzu, daß dadurch der Wassergehalt der Milch künstlich erhöht wird. Daher wird das Königl. Polizeipräsidium jede durch Eiswürden gekühlte Milch als gewässert ansehen und gegen Personen, welche derartige Milch feilhalten, auf Grund des Nahrungsmittelgesetzes bezw. der Polizeiverordnung betr. den Verkehr mit frischer Kuhmilch vom 6. Juli 1887 einschreiten.

Eine wesentliche Schonung der Treibriemen bei Maschinen erzielt man dadurch, daß man jene während des Stillstandes der Maschinen abwirft und dadurch ihre Spannung beseitigt. Daß dem in der That so ist, zeigte folgender Fall. Von zwei in ihren Dimensionen und in der Qualität des Leders gleichwertigen Riemen zweier Drehbänke, welche neben einander standen und in derselben Weise beansprucht wurden, ließ man den einen stets auf einer Scheibe, während der andere jeden Abend abgeworfen wurde. Während nun der erstere in der Folge fünfmal gekürzt werden mußte, bedurfte der andere in derselben Zeit nur der einmaligen Nachspannung und blieb auch noch in Benutzung, als der stets angepannt gewesene Riemen längst unbrauchbar gemorden war.

Ueber Krankheitserreger im Mist und Kompost. Sowohl Professor Kränkel in Halle als auch Professor Gärtner in Jena haben sich mit der Prüfung der in dem Mist und Kompost enthaltenen Krankheitserreger befaßt, um erweisen zu können, ob das Auffahren des Mistes im Stalle einer Seuche nicht zu deren weiteren Verbreitung beitragen könnte. Diese Untersuchungen haben sich jedoch nicht nur auf Erreger von thierischen, sondern auch von menschlichen Krankheiten ausgedehnt.

Professor Kränkel hat zu seinen Versuchen menschlichen Roth, allein oder mit Pferdemist vermischt, verwendet und diese Materialien zum Theil mit gewöhnlichem, zum Theil mit angesäuertem Torfmull vermischt. In dieser Masse wurden zur Prüfung auf den Inhalt Bakterien von Cholera, Typhus, Milzbrand, Schweinepest, Schweineeuche und Tuberkuloje. Professor Gärtner nahm ein Gemenge von Pferde- und Kuhmist und außerdem Kompost, der theils mit gewöhnlichem, theils mit angesäuertem Torfmull durchsetzt war. In diesem Gemenge waren enthalten: Cholera, Typhus, Tuberkuloje, Schweinepest, Cholera, Typhus oder Rinderseuche, Schweineeuche und Hühnercholera-Bazillen. Professor Gärtner fand bei diesen Untersuchungen, daß sich Cholera- und Typhusbazillen länger als eine Woche im Mist sowohl wie im Rothe leimfähig zu erhalten vermögen, Schweinepest-Bazillen 14 Tage lang und die übrigen genannten Krankheitserreger sogar 3 bis 6 Monate. Die einzige Möglichkeit, die Fortpflanzung der im Dünger vorkommenden Bazillen zu hemmen, besteht darin, daß man bei der Lagerung des Düngers das für die Bazillen kritische Temperaturmaximum von 70° erreicht; da dieses aber nach der gemeinhin üblichen Düngerlagerung im Stalle nur in seltenen Fällen möglich sein wird, so ist auf Grund obiger Ergebnisse dem Landwirth bei ausgebrochener Seuche immer ein Hinausschaffen des Stalldüngers auf die Düngersstätte und wenn möglich ein schnelles Unterpflügen zu empfehlen.

Von der Laubener Flachsbauerngenossenschaft. Das erste Betriebs- bezw. Geschäftsjahr begann unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Nicht allein, daß die Flachsbauern der Laubener und der benachbarten Kreise dem neuen Unternehmen schon von vornherein mit wenig Vertrauen entgegenkamen und es nicht gelang, die für einen erfolgreichen Betrieb erforderliche Morgenzahl von Flachssamen zu bekommen, so haben sich nun leider auch noch infolge der so ungünstigen Witterungsverhältnisse zur Zeit der Flachsernte und der Flachsernte die Hoffnungen der Flachsbauern Genossen auf einen lobenden Abgang ihres Produktes nicht erfüllt. In einigen Kreisen werden diejenigen Landwirth, die Frühflachs geerntet, und daher weniger unter der Ungunst der Witterung zu leiden gehabt bessere Resultate erzielt haben, als dies bei Spätflachs der Fall gewesen, wo schon die Entwicklungszeit der Flachspflanze durch die ungünstigen Witterungsverhältnisse gestört bezw. verhinert wurde. Infolge dieser mißlichen Umstände ist es nicht zu verwundern, daß die Genossenschaft die von den Genossen gelieferten Kladsie nur zu verhältnismäßig niedrigen Preisen übernehmen konnte und die letztern daher in diesem Jahre nicht auf ihre Rechnung gekommen sind. Für den Betrieb bezw. die Eröffnung des Betriebes der Kladsieanstalt war auch das Hochwasser vom 30. Juli und die infolge desselben an den Grundrücken verursachten Beschädigungen und durch die eingetretenen allgemeinen Verkehrsstörungen höchst ungünstig und gleichzeitig die Hauptursache, daß der eigentliche mechanische Betrieb erst Mitte September eröffnet werden konnte. Geröstet wurden von Mitte September bis Anfang November etwa 800 Ztr. Flachss (System Bau), 300 Ztr. Kladsie (Wassermasserröste) und 350 Ztr. (Natur- bezw. Taubröste). Diese Kosten sind in den Wintermonaten auf 16 Schwingständen geschwungen worden und erzielten gute Verkaufserfolge. Vom 1. April 1898 ab werden im Betriebe sein 3 Flachsmaschinen und 45 Schwingstände. Geröstet werden sollen von etwa Mitte März 1898 an etwa 12 000 bis 13 000 Ztr. Flachss (Bau- und Taubröste), 3000 bis 4000 Ztr. Flachss (Wassermasserröste) und 2000 bis 3000 Zentner Flachss nach anderen Röstarten. Inwiefern dies die in Qualität zu gering gelieferten Kladsie, namentlich mit Bezug auf die Bau- und Taubröste zugelassen werden, läßt sich zur Zeit noch nicht bestimmen.